
**Ausschnitte aus dem Buch
»Deutsche Kindheit in der Dobrudscha«
von M. Monika Niermann**

17. Das Kind im Sozialgeflecht

17.1. Das Kind in der Familie

17.1.1. Eltern-Kind-Beziehung

Das Verhältnis der dobrudschadeutschen Kinder zu ihren Eltern war allgemein geprägt durch das hierarchische Verständnis der Rollenverteilung von Kindern und Eltern. Das Verhalten der Kinder den Eltern gegenüber zeichnete sich aus durch Achtung und Gehorsamkeit. Diese Haltung der Kinder den Eltern gegenüber prägte ihr gesamtes Verhalten zumindest so lange, wie sie sich im Hause der Eltern aufhielten. In der Regel zeigte sich dieses Verhalten jedoch auch noch bei den verheirateten Kindern. „Die Kinder waren ihren Eltern so untertänig, wie später die Frau dem Mann. Das verlief alles nach ganz strengen Grundsätzen. Als Bauernkind hatte man ja gar keine andere Wahl. Es gab niemals Streit mit den Eltern. Es hat sich jeder gefügt. Die Strenge war vorprogrammiert. Das fing schon bei der Redeweise an. Jemanden zu beschimpfen oder mit Schimpfwörtern zu beleidigen, das paßte gar nicht zu uns. Oder auf jemanden hinunterzuschauen, der uns nicht ebenbürtig war, das gab es nicht. Das hätte man sich auch gar nicht getraut. In der Anrede der Eltern bildeten wir wohl eine Ausnahme, wir haben unsere Eltern mit ‚du‘ angeredet. Bei uns im Dorf war noch ein Mädchen, das hat ihre Eltern auch mit ‚du‘ angeredet. Die anderen haben ihre Eltern alle mit ‚Ihr‘ angeredet. Die Kinder, die ihre Eltern mit ‚Ihr‘ anredeten, sagten zu uns oft, wir hätten es gut, daß wir unsere Eltern mit ‚du‘ anreden dürften. Hinter dem Rücken der Eltern hat man schon mal rumgebrummelt, was die ‚Alten‘ wieder für Vorstellungen hätten, aber ins Gesicht zu sagen, hat man sich nicht getraut. Als Kind hat man mitbekommen, was man darf und was nicht. Dadurch ist man später gar nicht in irgendwelche Verlegenheiten gekommen. Auch Widerrede gab es nicht. Es kam trotzdem mal vor, daß man

Sachen machte, die man eigentlich nicht durfte. Aber meistens geschah das heimlich“ (Alwine Rösner, Fachria).

Die eindeutige Ausrichtung der Erziehung, wie auch die Verteilung der Kompetenz in den Erziehungsfragen, spiegelte sich im Erziehungsverhalten wider: „Die Erziehung war sehr streng und sittlich, genau wie die Kleidung. Es gab keine großen Ausschnitte, und die Kleider hatten auch eine bestimmte Länge. Bei der Erziehung hat der Vater das meiste zu sagen gehabt, und wenn der etwas gesagt hat, wurde es gemacht. Wenn meine Mutter mal nicht so einverstanden war, habe ich es nie erlebt, daß die sich vor uns auseinandergesetzt oder gestritten haben. Das haben sie unter sich ausgemacht. Bei manchen Familien haben die Männer die Frauen sehr erniedrigt und niedergemacht, wenn andere dabei waren. Meine Eltern haben auch Entscheidungen zusammen getroffen. Wenn es eine maßgebliche Entscheidung in Bezug auf Finanzen war, hat meistens der Vater entschieden. Bei der Geldverwaltung waren beide gleichberechtigt. Meine Mutter hatte teilweise auch ein eigenes Einkommen gehabt aus der Käsemachelei oder aus dem Eierverkauf. Meine Mutter hat von dem Geld Aussteuer gekauft und Kleidung, da brauchte sie den Vater nicht fragen. Das Geld von der Milch hat mein Vater genommen, und es war auch oft viel Milch. Mein Verhältnis zu meinen Eltern war gleich gut. Aber wenn ich ein Problem hatte, bin ich zu meinen älteren Geschwistern gegangen“ (Viktoria Gehres, Cogevalia).

Die Strenge und Eindeutigkeit in der Erziehung ließ nicht den geringsten Zweifel aufkommen, wo dem Kind Grenzen gesetzt waren, und was man als Kind zu tun und zu lassen hatte. „Damals konnte es kein besseres Verhältnis zwischen Eltern und Kindern geben. Es war nicht so wie hier. Hier müssen die Eltern den Kindern ja erst sagen, was sie machen sollen, abwaschen oder einkaufen. Das brauchten unsere Eltern nicht zu machen. Das Kind wußte von selbst, was seine Aufgaben waren. Jeder hat schon als kleines Kind seine Aufgaben eingetrichtert gekriegt. Die Eltern waren nicht direkt böse. Heute bin ich dankbar, daß sie uns so erzogen haben. Denn unsere Eltern haben immer gesagt, daß sie uns so erziehen, daß wir lange daran zu kauen haben. Wir Kinder wurden nie von unseren Eltern geküßt, und es gab auch kein Streicheln. Das war tabu. Die Eltern haben auch vor uns Kindern nie Zärtlichkeiten untereinander ausgetauscht, wie es heute hier ist. Das hat es nicht gegeben“ (Josef Klein, Galati).

Den Kindern begegneten die Eltern häufig mit einer gewissen Sprödigkeit und Strenge „Vom Vater bekamen wir nicht so oft Schläge, aber von der Mutter. Streng waren sie eigentlich beide. In dem Punkt waren sich die Eltern einig. Es gab keine Ausnahmen. In unserem Elternhaus zeigten die Eltern keine Zärtlichkeiten vor den Kindern. Das war alles sehr streng. Vielleicht gab es auch Ausnahmen, aber ich glaub es nicht. Wir haben jedenfalls nicht gemerkt, daß die Eltern sich lieben“ (Alwine Rösner, Fachria). Der Respekt, den die Kinder vor den Eltern hatten, führte zu einer gewissen Abstandshaltung. „Die Kinder haben mehr ein Leben für sich geführt und gespielt. Man hat sich auch nicht mit den Eltern ausgetauscht. Man hat sich auch gar nicht getraut, zu den Eltern bei Problemen zu gehen. Wenn man sich verletzt hat am Fuß, hat man die Füße durch den Staub gezogen und weitergespielt“ (Anna Ternes, Caramurat).

Wenngleich allgemein von einer strengen Erziehung der dobrudschadeutschen Kinder gesprochen werden kann, so ist doch zu bemerken, daß es gewisse Abstufungen oder Unterschiede in dem Erziehungsverhalten der Eltern den Kindern gegenüber gegeben hat. So zeigte sich teilweise das eine oder andere Eltern-
teil etwas nachsichtiger den Kindern gegenüber. Es kam auch vor, daß einzelne Kinder bevorzugt oder benachteiligt wurden. „Mein Vater war ein sehr guter Mensch, während meiner Mutter ganz leicht die Hand ausrutschte. Als dann mein Bruder geboren wurde, hat man es besonders gut gemerkt, daß meine Mutter auch als erstes Kind lieber einen Jungen gehabt hätte. Da hat sie gar keinen Hehl daraus gemacht. Bei meinem Vater habe ich als Mäd-
del mehr gegolten wie bei meiner Mutter“ (Alida Käfer, Cogelac). „Es ist bei uns in allen Familien so gewesen, daß die Eltern, bzw. die Mutter, einen Liebling unter ihren Kindern hatte. Bei uns zu Hause war ich der Liebling von der Stiefmutter. Mein Vater hat wieder mehr zu meinem Bruder gehalten. Aber direkt große Unterschiede wurden nicht gemacht“ (Adolf Lück, Cobadin).

Die Unterschiedlichkeit im erzieherischen Verhalten der Elternteile traten mehr oder weniger stark in Erscheinung. „Meine Mutter hatte zur Hochzeit eine Schüssel geschenkt bekommen, die war mit Rosenmuster und Goldrand. Als ich so ein kleines Mädchen war, hat sie Stierum (= Griesspeise) gemacht, und ich habe gesagt, ich werde die Schüssel ausspülen und habe das auch gemacht. Und dann hab ich gedacht, ich mache es so, wie die Ma-
ma und schütt das Wasser raus. Da hab ich die Schüssel mit

dem Wasser rausgeschüttet, und dann war die Schüssel kaputt. Meine Mutter hat mir ein paar auf den Hintern gegeben, und dann ist mein Vater gekommen und hat gesagt: ‚Warum schlägst du das Kind ?‘ und hat mich dann in den Arm genommen und getröstet. Es hat mir aber selber weh getan, daß ich das schönste Stück unseres Geschirrs kaputtgemacht habe“ (Regina Hoffmann, Cogealac).

„An meinen Vater habe ich eine gute Erinnerung, ich habe immer mit ihm zusammen gearbeitet, weil wir ja zuerst drei Mädchen hatten und noch keine Buben. Das war für einen Bauern schlimm, es sei denn, man hat Töchter, die zupacken können. Mein Vater hat mich überall mit hingegenommen, auf das Feld, auf den Markt, zum Einkaufen. Ich habe einen guten, liebevollen Vater gehabt, aber er war auch streng. Meine Mutter war sehr streng und hat immer geschimpft. Eine liebe Mutter war sie nicht, wir haben uns als Kinder nichts daraus gemacht, wir waren es so gewöhnt. Wir haben unsere Arbeit gemacht. Die Mutter war sehr nervös, und wir haben ihr auch nicht gehorcht. Es ging zum einen Ohr rein und zum anderen heraus. Mein Vater dagegen war ein ruhiger Mensch“ (Caroline Heim, Catalui). Der Vater hat „uns wohl als wir klein waren etwas vorgesungen oder auf der Ziehharmonika gespielt. Dann hat er uns auf den Schoß genommen und mit uns gesungen. Mein Vater hat gerne gesungen, meine Mutter weniger. Wir haben auch Kniereiterspiele mit dem Vater gemacht“ (Viktoria Gehres, Cogealia). Ein kühles Verhalten der Mutter den Kindern gegenüber führte oftmals dazu, daß die Kinder ein eindeutig positiveres Verhältnis zum Vater aufbauten: „Meine Mutter, war eine kalte, herrschsüchtige Frau, vor der ich immer Angst hatte. Ich kann mich nicht erinnern, daß sie mal zärtlich zu mir war. Der Vater war das Gegenteil, der konnte den ganzen Tag mit mir auf dem Schoß sitzen und mich kämmen. Sonst wäre meine Kindheit auch nicht schön gewesen“ (Johanna Krauss, Cobadin).

Im Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern spiegelte sich recht eindeutig wieder, wie sie selbst als Kinder und Jugendliche durch ihren eigenen Lebensweg geprägt worden waren. „Mein Vater war früh Waise, da sind beide Eltern früh verstorben, und er ist dann bei seinem Großvater großgeworden. Das Deutsch lesen und schreiben hat sich mein Vater selber beigebracht. Er war noch ein junger Mann, als er die Bank im Dorf übernommen hat. Er war auch Bürgermeister über die Rumänen und die Deutschen. Er war ein kluger Mann. Wir wurden nicht geschlagen von meinem

Vater, aber er war sehr streng. Wenn er uns angeguckt hat, dann haben wir gewußt, wo wir hingehören (Abb. 25). Meine Mutter hatte ich lieber als meinen Vater, der war streng und hat sich nicht so mit uns abgegeben. Meiner Mutter konnte ich vieles erzählen, und die war lustiger und hat auch gerne getanzt genauso wie ich. Mein Vater war streng und ernst. Wenn der mit am Tisch gesessen hat, dann haben wir rumgehockt wie die Mäuschen. Ich habe immer gut gearbeitet und mein Vater hat mich von daher auch gerne gehabt. Er hat mich mit in die Stadt genommen und ich habe auch alles von ihm bekommen, er konnte es aber nicht haben, daß ich so viel gelacht und gesungen hab und so lustig war“ (Anna Ternes, Caramurat).

Ebenso wie ein Kind eine besondere Zuneigung zu einem bestimmten Elternteil entwickeln konnte, zeigte sich auch eine zum Teil ausgeprägte Vorliebe eines Elternteils zu einem Kind „Also mein Mann, der war ja glücklich und selig, daß er einen Sohn hatte. Er hat sich viel mit ihm beschäftigt, und bei der Tochter hat er nur mal in den Kinderwagen geschaut, aber sonst hat er sich nicht mit ihr beschäftigt. Als meine Tochter ein halbes Jahr alt war, habe ich sie im Kinderwagen in der Küche mit einem Kissen im Rücken hingesetzt, sie wollte schon immer sitzen, und dann kam mein Mann rein und ging auf sie zu und sagt: ‚Oh, du kannst ja schon sitzen, das ist aber fein.‘ Und die Kleine hat dann die Augen runtergeschlagen und so getan, was willst du Onkel von mir, ich kenne dich doch gar nicht. Da hab ich gesagt: ‚Siehst du, das Kind ist schon ein halbes Jahr alt und weiß schon, daß du dich nie mit ihm beschäftigst.‘ Von dann an hat er sich auch mehr mit der Kleinen beschäftigt, ab und zu hat er sie auf den Schoß genommen und ‚Hoppe hoppe Reiter‘ gespielt. Das haben die Kinderja auch gerne gehabt“ (Christine Pfeiffer, Tariverde).

Das oft recht unterschiedliche Verhältnis der Eltern zu den Kindern führte dazu, daß sowohl die Gefühlswelt der heranwachsenden Kinder, wie auch ihre Einstellung zu Personen, Sachen und Zusammenhängen in ihrem Leben ganz eindeutig geprägt wurden. So läßt sich feststellen, daß die Mädchen, die eine sowohl gefühlsmäßig wie auch sachlich positive Beziehung zu ihrem Vater entwickeln konnten, eine Lebenshaltung entwickelten, die von einer Kompetenz nicht nur für den häuslichen Bereich, sondern auch für jenen Bereich geprägt war, der sonst mehr den Jungen vorbehalten war. Hingegen zeigten jene Mädchen, die eine eindeutig positive Beziehung zu ihren Müttern herstellen konnten, ei-

ne Entwicklung auf, die eindeutig eine Schwerpunktsetzung im Aufgabenbereich von Haus und Familie erkennen ließ. Vergleichbares läßt sich auch folgern, wenn sich Mütter besonders intensiv mit der Erziehung der Jungen beschäftigten und diese verstärkt in den Aufgabenbereich, der überwiegend der Frau vorbehalten war, einbanden.

In jedem Dorf in der Dobrudscha stieß man auf Familien, in denen Kinder nicht ein normales Eltern-Kind-Verhältnis entwickeln konnten, weil eines der Elternteile oder auch beide Elternteile früh verstarben. Maria Tschernischow aus Sofular berichtet, daß ihr Vater früh verstarb und es durch die Armut in der Familie häufig zum Streit kam. Da sie und ihr Bruder kaum spielen durften, weil sie immer zum Arbeiten angehalten wurden, sagte sie schon mal zu ihrer Mutter: „Wäre ich lieber nicht geboren.“ Und dann brach es aus ihrer Mutter heraus: „Ich wollte dich auch gar nicht.“ Die Mutter mußte sehen, wie sie durch ihre Tätigkeit als Magd ihre Kinder durchs Leben bringen konnte: „Meine Mutter, die hatte keine Zeit für uns, die war nur für draußen und so, aber für die Kinder, daß sie uns auch mal in den Arm genommen hätte oder uns auch mal etwas erzählt hätte, dafür war sie nie da. Nur abends hat sie mit uns gebetet, uns gewaschen und sich um das Essen gekümmert. Und da hat sie immer gesagt, schneller essen, ich muß aufs Feld, ich muß aufs Feld. Ich muß noch hier hin und dort hin, ich habe noch so viel Arbeit. Und wenn mir meine Mutter das sagte: ‚Du solltest schon gar nicht sein.‘ sagte ich: ‚Das spür ich, daß Ihr mich nicht haben wolltet.‘ Ja irgendwie spürt man das doch wenn man so lieblos behandelt wird, wenn man so angebrüllt wird“ (Maria Tschernischow, Sofular).

Wenn ein dobrudschadeutsches Kind durch den Tod der Eltern zum Halbwaisen oder zum Vollwaisen wurde, wurde versucht, das Kind bei Verwandten unterzubringen, die in der Lage waren, das Kind aufzuziehen. „Zu meinem Vater hatte ich zwar ein gutes Verhältnis, aber meistens war ich ja bei meinen Tanten. Und als meine Mutter tot war, war ich dann nur noch bei meinen Tanten. Mein Vater kam dann oft zu Besuch, denn wir wohnten nur 11 km weiter. Aber mir hat immer mein Elternhaus gefehlt obwohl ich hier alles hatte. Ich hatte immer Heimweh nach Sofular, nach meinem Großvater und den anderen Kindern. Es war immer schön da. Das ist mir lange nahegegangen, weil meine Mama so früh gestorben ist, und ich habe nicht das Elternhaus gehabt, obwohl ich in Murfatlar mein ganzes Rüstzeug fürs Leben mitge-

kriegt habe. Wenn man kein Elternhaus hatte, spürt man das das ganze Leben hindurch. Mein Vater kam zwar jede Woche ein paarmal und ich durfte auch mit Großvater manchmal runterfahren, aber das Haus war eben leer. Mama war nicht da. Meine Mama war erst 32 Jahre alt als sie starb. Ich habe sie jung und schön in Erinnerung. Meine Tanten habe ich alle lieb gehabt, und alle waren auch gut zu mir, aber ein richtiges Familienleben mit Nestwärme habe ich nicht gehabt“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

17.1.2. Geschwisterbeziehung

Die Beziehung der Geschwister untereinander gestaltete sich individuell und unterschiedlich, stellte doch der Altersunterschied allein für manches Kind in der Geschwisterkonstellation schon bestimmte Rechte oder Vorteile heraus. „Das Verhältnis unter uns Geschwistern war sehr gut. Da gab es von keinem eine Widerrede. Wenn einer sagte, das und das müsse man jetzt machen, da kam es schon: ‚Ich sage es der Mutter‘. Nein man mußte das machen. Die Mutter hätte nichts dazu gesagt. Man mußte von einem Älteren auch Lehren annehmen. So hat sich das übertragen. Man kann sagen, ich hatte über meine jüngeren Brüder was zu sagen und der älteste über mich. Wenn Ungerechtigkeiten auftraten, da konnte ich mich ja wehren. Wenn der älteste Bruder im Unrecht war, wehrte ich mich. Aber wenn er Recht hatte, mußte ich mich fügen. Ich mußte das machen, was er angeordnet hat. Wenn ich eine Sache natürlich schon erledigt hatte, und er sagte, ich solle das trotzdem machen, konnte ich sagen, daß ich das nicht mehr mache. Dann wollte er zur Mutter gehen. Das hätte er aber ruhig machen können. Denn die Arbeit war ja schon erledigt. Wenn er dann tatsächlich zur Mutter ging, sagte die, daß er mir jetzt nichts mehr zu sagen hätte, weil ich ja meine Arbeit schon gemacht hätte“ (Josef Klein. Galati).

Dadurch, daß sich die älteren Geschwister oftmals in einer Vorrangstellung fühlten, wurde die Entwicklung einer geschwisterlichen Beziehung oftmals verhindert: „Mit meinem älteren Bruder habe ich mich überhaupt nicht vertragen. Der hatte eine ganz andere Einstellung zum Leben als ich. Er war sehr herrschsüchtig und wollte mich unterdrücken“ (Johanna Krauss, Cobadin). Eine positive Beziehung entwickelte Alwine Rösner aus Fachria zu ihrem älteren Bruder „Ich wollte jedenfalls nicht immer allein bleiben zu Hause und bin dann mit meinem Bruder mitgegangen. Ich weiß jedenfalls, daß ich noch sehr klein war. Mein Bruder war im-

mer ein richtiger Beschützer. Auf der Straße waren Gänse. Wenn man da nicht aufpaßte, kam der Gänserich und hat einem in die Schenkel und den Hintern gebissen. Da paßte mein Bruder zwar mit auf, aber er hatte wohl auch selber ein bißchen Angst.“

Den älteren Geschwistern kam oftmals auch von daher eine Vorrangstellung zu, weil sie in die Beaufsichtigung der jüngeren Geschwister einbezogen wurden. Teilweise lag die gesamte Beaufsichtigung und Versorgung der jüngeren Geschwister im Verantwortungsbereich der älteren Geschwister. Es kam nicht selten vor, daß ein älteres Geschwister die Rolle der Eltern ersetzte. „Die Kinder wurden von den älteren Geschwistern auch zur Sauberkeit erzogen. Wenn die ältere Schwester den Boden putzte, mußten wir immer so lange auf der Bank sitzen bleiben, bis der Boden trocken war. Die Kinder mußten viel mehr gehorchen als heute. Gesungen worden ist auch viel, meistens auch wieder mit der älteren Schwester“ (Christine Mehl, Cogealia).

Wenn die Mutter häufig krank war, mußten bereits die jungen Mädchen den Haushalt im wesentlichen übernehmen und die jüngeren Geschwister beaufsichtigen. „Ungehorsam war ich nicht als Kind, ich hatte ja meine kleinen Geschwister und war bei denen der Antreiber und die mußten parieren. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich Schläge gekriegt habe. Der Josef hat von mir die meisten Schläge gekriegt. Der war so faul, wenn er sich nur drücken konnte. Der Hof mußte ja immer am Wochenende gefegt werden, und die Bertilia hat das immer gemacht aber der Josef nicht. Wenn ich ihn dann verkloppt habe, dann ist er böse geworden, da mußte ich dann türmen, der hat dann mit Sachen nach mir geschmissen, und ich blieb so lange weg, bis sein Zorn verrauchte war. Er hat dann später gesagt, wenn du mal vom Hof gehst, wenn du heiratest, dann trommle ich mit einem alten Eimer hinter dir her, daß du weg bist. Der war richtig faul. Wenn ich ihn dann mal verkloppt habe, haben meine Eltern nie etwas gesagt, denn sie haben ja gewußt, wie er war“ (Anna Ternes, Caramurat).

Ogleich vielfach den älteren Geschwistern die Aufgabe zufiel, ihre jüngeren Geschwister zu beaufsichtigen und sie dadurch auch in eine gewisse Erzieherrolle hineingewachsen waren, wurden sie von den kleineren eben doch noch als Geschwister gesehen. Zu diesen mußte man nicht in gleicher Weise den respektvollen Abstand halten, wie zu den Eltern. So war es auch möglich, daß die älteren Geschwister zur Vertrauensperson für ihre jüngeren Geschwister wurden. „Wenn ich ein Problem hatte, bin ich zu mei-

nen älteren Geschwistern gegangen. Unter den Geschwistern war das Verhältnis gut, bis auf die üblichen Raufereien“ (Christine Mehl, Cogealia).

„Die Geschwister untereinander haben sich auch gestritten, und wenn man sich zu toll gestritten hat, hat die Mutter den Schlappen ausgezogen und hat dann draufgehauen. Dann sind alle auseinandergegangen, und es war wieder gut. Wenn wir uns nur etwas gestritten haben, ist die Mutter nicht dazwischen gegangen. Die Kleinen sind immer gleich gelaufen, wenn etwas war“ (Anna Ternes, Caramurat).

17.1.3. Beziehung des Kindes zu den Großeltern

Die Entwicklung der Beziehung des Kindes zu seinen Großeltern war im wesentlichen von der Häufigkeit und Intensität der Kontakte bestimmt. Wenn die Großeltern auf demselben Hof lebten wie die Enkelkinder, wurden sie häufig unmittelbar mit erzieherischen Aufgaben betraut und übten einen nachhaltigen Einfluß auf die Enkelkinder aus.

„Meine Urgroßmutter lebte bis zu ihrem Tod bei uns im Haus. Sie war über 90 Jahre als sie starb, und ich war damals 5 Jahre alt. Meine Mutter war ja immer als Magd und sonst auch auf dem Feld, immer aus dem Haus, und ich war dann immer mit meiner Urgroßmutter zusammen. Sie hat mir viele schöne alte Kinderlieder vorgesungen, ich mußte dann die Strophen nachsagen, und durch das Nachsagen habe ich die Lieder gelernt und mit der Großmutter gesungen. Da bin ich oft direkt eingeschlafen, so auf ihren Knien. Dann sagte sie: ‚Mariechen, Mariechen, steh auf, steh auf, es ist doch bestimmt schon Mittag,‘ und ich habe mir die Augen gerieben, denn ich war durch das Erzählen und Singen direkt eingeschlafen. Oft habe ich vor ihr gekniet, und sie hat erzählt. Und gesungen hat sie, und ich sollte singen, und dann bin ich auch eingeschlafen. Dann denke ich immer noch daran, daß sie gesagt hat: ‚Komm, ich laus dich mal‘. Dann hat sie immer meine Haare genommen und wollte nachsehen, ob sie eine Laus finden konnte. Aber unsere Mama, die hat uns sauber gehalten. Obwohl die Urgroßmutter nichts fand, hat sie es immer wieder versucht und sagte: ‚Ich gucke mal, ob du Läuse hast‘. Das war so eine dumme Sitte, aber das steckte einfach in den alten Leuten drin. Zu meiner Urgroßmutter habe ich Großmama gesagt. Wenn dann alle auf dem Feld waren, hat man zu mir gesagt: ‚Mariechen, paß auf die Großmama auf, daß sie nicht rausgeht, weil

wenn sie rausgeht, geht sie auf die Straße oder stürzt in die Hölunderbüsche und wir finden sie nicht wieder'. Meine Urgroßmutter war nämlich blind. Wenn ich dann zu ihr gekommen bin ins Zimmer, hat sie gesagt: ‚Ja, wer kommt da?‘. Dann sagte ich: ‚Ich bin es. Großmama‘. Und da sagte sie: ‚Komm doch mal her mein Kind‘, dann bin ich hin. und dann hat sie mich gefragt: ‚Sag mal, ist es schon Tag‘. Und ich sagte: ‚Oh, schon so lang‘. Als die Urgroßmutter tot war war die Großmutter viel bei uns. Alles, was ich als Kind gelernt hab, weiß ich von meiner Großmutter oder von meiner Urgroßmutter, weil meine Mutter meistens weg war zum Arbeiten“ (Maria Tschernischow, Sofular).

Für Gerlinde Stiller aus Sofular war der Großvater zugleich Vorbild und Ersatz für ihren Vater. Er bot ihr eine gewisse Nestwärme, die sie nach dem Tode ihrer Mutter so dringend benötigte. „Wenn mein Vater vom Hof fuhr, habe ich zwar immer geweint, aber zu meinem Großvater habe ich mich mehr hingezogen gefühlt. Er hat mich oft auf den Arm oder auf den Schoß genommen oder hat mir über den Kopf gestrichen. So etwas braucht ein Kind. Mein Großvater war ein sehr vornehmer Großvater. Er hat nicht viel mit mir gespielt. Er hat auch keine Märchen erzählt. Häufig hatte er Gemeindeaufgaben zu erledigen, Versammlungen usw. Er hat durch sein Gut auch viel auf Gerichten zu tun gehabt. Da mußte er eben viel hin und her fahren. Großvater war eher ein kleiner Mann. Aber ich habe immer aufgeblickt zu ihm. Mir kam er groß vor. Er hatte immer alles fest in der Hand. In der Gemeinde ging es nur nach seinem Wort. Er war ja der Gründer dieses Dorfes. Alle hatten Ehrfurcht vor ihm. Auch die Türken und die Tataren, die sind ja bei uns ein- und ausgegangen. Wenn mein Großvater jemandem einen Rat gegeben hatte, war das heilig, bei den Türken und den Rumänen. Er war ein feiner Großvater und hat erzieherisch immer richtig gehandelt.“

Gegenüber der Strenge in der elterlichen Erziehung wirkten die Großeltern in ihrer Einflußnahme zum Teil nachsichtig und liebevoll. „Ich glaube, wir Kinder hegten größere Zuneigung zu den Großeltern. Die Eltern waren vielleicht auch zu sehr beschäftigt. Bei den Großeltern konnte auch mal geklagt werden, wenn man Probleme hatte. Unseren Eltern konnten wir damit nicht kommen“ (Alwine Rösner, Fachria).

Es kam auch vor, daß manchmal vier Generationen unter einem Dach lebten und die Großeltern oder Urgroßeltern sich nicht auf ihr Altenteil zurückzogen, sondern weiter zu bestimmen suchten, wie auf dem Hof gelebt werden sollte (Abb. 26). Die erzieherische Einflußnahme der Eltern konnte in so einem Fall unter Umständen massiv zurückgedrängt werden.

„Bei uns hatte die Großmutter das Sagen. Nicht die Schwiegermutter, sondern die Großmutter. Sogar die Urenkel sind unter ihrer Herrschaft groß geworden. Da hatte ich gar nicht viel zu bestimmen, auch bei meinem eigenen Kind nicht. Wir waren auf dem Hof und das war der Urgroßmutter ihre Aufgabe. Es geschah alles nach ihren Vorstellungen. Ich war nicht immer einverstanden damit. Aber man durfte ja nichts sagen, weil man ja dort leben mußte. Am meisten hat mich gestört, daß man das Kind alles hat machen lassen, was es wollte. Es konnte dann gar nicht mehr unterscheiden, was es darf und was nicht. Denn wir sind daheim ganz streng erzogen worden. Das konnte ich dann bei meinen eigenen Kindern nicht anwenden. Ich hatte keine Macht und konnte sie nicht so erziehen, wie ich wollte. Die Urgroßmutter hat praktisch die Erziehung des Kindes übernommen. Wenn das Kind morgens fertig war, ist sie schon mit ihm spazierengegangen. Die Kleine war so an die Urgroßmutter gebunden daß sie nicht mehr ohne sie sein wollte. Wenn die Urgroßmutter mal ohne die Kleine wegging, hat die Kleine sie zu Hause überall gesucht. Wenn die Urgroßmutter mal für ein bis zwei Stunden die Aufsicht über das Kind übernommen hätte, wäre ich froh gewesen. Aber den Einfluß der Urgroßmutter zurückzudrängen, wäre mir nicht gelungen. Eifersucht hätte auch gar nichts genützt. Man war machtlos wie die Frauen im Orient“ (Alwine Rösner, Fachria).

Daß sich Großeltern ausschließlich mit einem Enkel intensiv befaßten, kann wohl eher als eine Ausnahme bezeichnet werden denn in den kinderreichen Familien der Dobrudschadeutschen war es keine Seltenheit, wenn Großeltern 30 bis 50 Enkelkinder hatten. Wenn dann z. B. auch die räumliche Nähe nicht gegeben war, war die Einflußnahme der Großeltern insbesondere auf die kleineren Kinder nicht sehr intensiv.

Für Johanna Krauss aus Cobadin waren die Großeltern jedoch schnell zu erreichen, denn „die Großeltern waren unsere Nachbarn. Man wurde schon beeinflusst von ihnen, sie haben immer dagesessen mit der Bibel. Ich mußte nur über die Straße gehen zu meinen Großeltern, und das habe ich immer pfeifend und hüpf-

fend gemacht. Das gefiel meinem Großvater gar nicht, und er hat es mir verboten, er hat gesagt: ‚Mädchen die pfeifen und Hähne die krähen, denen muß man beizeiten den Hals umdrehen‘. Das hat er aus fanatischer Frömmigkeit heraus gesagt, für ihn war das alles Sünde, das Tanzen, das Pfeifen und das laute Lachen. Abends haben wir häufig bei der Großmutter gesessen, gearbeitet und Märchen erzählt.“

Mit den Großeltern wurde mehr oder weniger regelmäßig Kontakt gehalten: „Wenn meine Mutter zwei oder drei Tage nicht bei ihren Eltern war, hat sie gesagt: ‚Geht und schaut einmal nach bei ihnen‘. Und wenn wir wiederkamen, hat sie gefragt: ‚Wie geht es der Großmutter, was macht der Großvater?‘ Dann hat man vom Besuch berichtet“ (Alida Käfer, Cogealac).

Wenn durch Wiederverheiratung eine Situation entstanden war, daß nur ein Großelternteil noch der „richtige“ Großvater oder die „richtige“ Großmutter war, kam es auch vor, daß sich die Beziehung zwischen den Großeltern und den Enkelkindern auf wenige Besuche beschränkten. Anna Ternes aus Caramurat erzählt dazu: „Wir haben unseren Großvater wohl auch besucht, aber die dritte Großmutter war nicht so herzlich zu einem. Zum Singen bin ich so lange gegangen, wie der Großvater gelebt hat. Und meine Mutter war viel dort, wenn der Großvater krank war. Es waren dort ja eine ganze Reihe Stiefgeschwister meiner Mutter im Haus, aber meine Mutter hat immer alles für ihn gemacht, geflickt und genäht. Aber er hat ihr nie etwas extra dafür gegeben. Mein Großvater war ein sehr wohlhabender Mann. Er besaß viel Land. Er hat immer gesagt, in jedem Dorf muß man ein Haus haben, und er hatte auch überall ein Haus und viel Land“ (Anna Ternes, Caramurat).

17.1.4. Die Beziehung des Kindes zu Verwandten

Wenn durch Tod oder Unfall der Eltern Halbwaisenkinder oder Waisenkinder zurückblieben, wurden diese „von der nächsten Verwandtschaft aufgenommen. Bei uns Deutschen in Galati hat es ja so gut wie keine Waisen gegeben. In den Dörfern hat es öfter Waisenkinder gegeben, wenn die Mutter im Wochenbett gestorben ist. Manchmal ist dann auch der Vater im Stall verunglückt, bei der Arbeit mit den Kühen und Pferden. Da haben dann die nächsten Verwandten sich des Kindes angenommen. Sie wurden dann von denen weiter großgezogen“ (Josef Klein, Galati). Gerlinde Stiller aus Sofular wurde, als ihre Mutter früh verstarb,

von ihren Verwandten aufgezogen. „Ich habe alle Tanten lieb gehabt, und alle waren auch gut zu mir. Aber ich hatte eben keine Muttchen. Das hat mir das ganze Leben lang gefehlt. Meine Tante aus Murfatlar war meine liebste Tante. Sie war streng aber auch gütig und mütterlich, weil sie ja selbst Kinder hatte. Meine andere Tante Elsa war strenger. Auch in Murfatlar gab es alles, was ich brauchte, aber wenn man kein Elternhaus hat, spürt man das das ganze Leben hindurch“

Die meisten Kinder der Dobrudschadeutschen hatten eine große Verwandtschaft. Außer den Familienfesten gab es auch noch andere Gelegenheiten, den Kontakt zueinander zu pflegen. „Wir fuhrten jedes Jahr für vier Wochen nach Malcoci zur Weinlese. Sehr viele Verwandte von uns lebten da. Ich kannte zwar die anderen alle mit Namen, aber sonst habe ich nicht viel mit ihnen zu tun gehabt. Und trotzdem, wenn ich vorbeikam, hieß es gleich, der Josef von Galati sei da. Da kam das ganze Viertel raus. Sie sagten immer, sie müßten mal sehn, wie die Galater aussehen“ (Josef Klein, Galati).

Unter der Vielzahl der Verwandten hatten die Kinder häufig eine besondere Beziehung zu einer sogenannten Lieblingstante oder einem Lieblingsonkel. „Mein Onkel war viel jünger als mein Vater. Er hat uns nie verraten. Er hat immer Tabak gefahren, und sonntags hatte er frei. Da haben wir ihn schon immer vorher gefragt, ob er uns am Sonntag fährt. Mein Onkel hat verstanden, daß wir ab und zu mal rauswollten aus dem Dorf. Er war auch sehr lustig und hat viele Witze gemacht“ (Alwine Rösner, Fachria). Eine herausgehobene Beziehung entwickelten manche Kinder zu ihren Paten. Die Aufgabe des Paten oder der Patin bestand darin, bis zur Volljährigkeit das Patenkind zu begleiten und ihm als Berater zur Verfügung zu stehen. Während der Taufe in der Kirche hatten sie zu bezeugen, daß sie für das Patenkind sorgen werden. Das war so üblich.

„Jedes Jahr zu Ostern, Weihnachten und zum Geburtstag hat man vom Paten Geschenke bekommen. Es war nicht viel, mal zehn oder zwanzig Lei, ein Taschentuch, ein paar Äpfel oder Apfelsinen, Karamel und Süßigkeiten. Als ich in die Schule kam, hat mir mein Pate Schuhe, ein Hemd und eine kurze Hose gekauft. Dafür hatte der Patenonkel zu sorgen. Er hat dann auch praktisch mehr zu sagen gehabt als die eigenen Eltern. Was er gesagt hat, das war hoch und heilig. Da hat sich keiner eingemischt. Wenn man zu Weihnachten oder zu Neujahr zu den Taufpaten ging,

dann mußte man ihnen Glück wünschen. So war es bei uns Sitte. Man mußte erst anklopfen, dann kam die Frau heraus und wir mußten zu ihr sagen: ‚Tante, ich wünsche euch viel Glück zum Neujahr‘. Dann hat sie uns reingebeten zum Patenonkel. Wir mußten ihm die Hand geben und rechts und links einen Kuß geben. Das war so Sitte. Dann fragte er uns für gewöhnlich, was wir haben wollten. Wir waren dazu erzogen, zu sagen: ‚Was ich kriege, das werde ich in Ehren halten‘. Wir mußten bei dem Spruch die linke Hand auf die Bibel legen und sagen, daß wir das Geschenk in Ehren halten werden. So war da eben die Erziehung. Wenn man den Spruch dann gesagt hatte, bekam man ein Taschentuch, das war immer selbstgemacht. Da waren dann Apfelsinen und Geld drin. Es waren manchmal bis zu 20 Lei drin. Das war ja sehr viel Geld für ein Kind. Es waren auch Nüsse drin. Das Ganze war schön zugebunden und mit einer Schleife zugemacht. Die Schleife war blau. Das bedeutete, daß das Geschenk vom Taufpaten kam. Wenn wir damit nach Hause kamen, mußte das Geschenk sechs Wochen stehenbleiben. Dann durften wir das erst aufessen. Das Geschenk blieb solange auf dem Tisch im Wohnzimmer stehen oder im Schlafzimmer bei den Eltern. Das durfte man vorher nicht aufmachen. Wir wußten auch nicht, was da drin ist. Erst nach sechs Wochen haben wir es gesehen. Dann mußte man wieder zum Paten gehen, einen Spruch aufsagen und sich bedanken. Dann war erst mal wieder Schluß“ (Josef Klein, Galati).

17.2. Das Kind und seine Außenkontakte

17.2.1. Das Kind und seine Spielgefährten

Sobald das kleine Kind laufen konnte, verließ es den engeren Bereich des Hauses und erschloß sich weitere Spielräume auf dem Hof, in den Stallungen und auf der Straße (Abb. 27). Wenn es ältere Geschwister hatte, kamen aus der Nachbarschaft zahlreiche Kinder zum Spiel oder aber das kleine Kind wurde von seinen Geschwistern mit zu Nachbarn und auf die Straße zum Spielen genommen.

Eine Ausnahme bildeten jene Kinder, deren Eltern von ihrer sozialen oder gesellschaftlichen Stellung her den Spielkontakt ihrer Kinder mit den Kindern aus der Nachbarschaft eingrenzten. „Als Kind hatte ich nicht viele Spielfreundinnen. Es durfte ja niemand zu mir kommen. Meine Tante hat diese Lauferei nicht geduldet“

(Gerlinde Stiller, Sofular).

Besonders dort, wo wenige Deutsche unter anderen Volksgruppen lebten, kam es teilweise zu einer gewissen Abschottung. „Zu unseren Nachbarn hatten wir wenig Kontakt, wir lebten wie auf einer Insel so abgeschlossen. Wir hatten ein großes Tor vor dem Haus zum Hof hin, und wir hatten auch Gitter an den Fenstern zur Straße hin, weil viel eingebrochen wurde. Wir waren ja auch so genug Kinder untereinander. Einmal hat mir ein rumänischer Junge auf der Straße in die Magengegend gehauen und von daher haben wir uns auch ferngehalten. Ein Junge aus der Nachbarschaft kam wohl zu uns und auch die Eltern waren freundlich und höflich aber es war mehr eine Bekanntschaft zu den Nachbarn und keine Freundschaft. Ich hatte eine Freundschaft mit einem jüdischen Mädchen, Doris Schwarz, und die wohnten zwei Häuser vor uns“ (Viktoria Zielinski, Braila).

Mädchen, die jüngere Geschwister hatten, hatten zumeist die Aufgabe, ihre jüngeren Geschwister zu beaufsichtigen. Wenn die Mädchen sich dann mit anderen Spielkameraden treffen wollten, bedeutete das, daß entweder die anderen Kinder auf den Hof kommen mußten, oder man die jüngeren Geschwister zum Spielen mitnehmen mußte. Jede erdenkliche Möglichkeit wurde genutzt, um auch einmal ohne die kleineren Geschwister mit den Nachbarskindern zu spielen.

Es gab eine ganze Anzahl von Spielen, die die Mädchen nur unter sich und die Jungen ebenso nur unter sich spielen wollten. Wenn aber nicht genügend Jungen oder Mädchen zur Verfügung standen, spielte man eben gemeinsam. „Ich bin dauernd mit den Nachbarsbuben rumgerannt und kein Baum und keine Mauer war zu hoch, kein Tor zu niedrig, ein richtiges Bubenmädchel war ich. Es gab auch nicht so die Gelegenheit, mit Mädchen zu spielen. Die Rumänienmädchen haben ja was anderes gespielt und gerade die Sülzles, zu denen ich hingegangen bin, die hatten ein Mädchen, das war schon größer, und da habe ich mit den Buben gespielt“ (Alida Käfer, Cogealac).

Johanna Krauss aus Cobadin spielte ebenfalls überwiegend mit Jungen: „Vorne bei meinen Eltern hat eine Familie Wilhelm gewohnt und die hatten fünf Buben und ein Mädchen, und die wollten immer Mutter und Vater spielen, und ich mußte immer das Kind sein. Dann hatte ich da noch andere Kameraden. Ich war Anführerin, unter mir hatte ich immer acht Jungs, ich war der

Chef. In unserem Kartoffelgarten, wo Häuser für Schweine aus Zement und aus Holz standen, dort habe ich mit den Buben gespielt.“

Es gab eine ganze Reihe von Mädchen, die eine Vorliebe für wilde und gefährliche Spiele hatten: „Wenn aber die Buben da mal etwas machten, machte ich immer gerne mit. Ob es gut oder schlecht war, die Gefahren hat man damals einfach nicht gesehen. Ich war beliebt bei den Kindern, weil ich alles mitgemacht habe. Oft war ich sogar der Anstifter. Für ein Mädchen hat sich das eigentlich gar nicht geziemt. Aber ich war von Natur aus so. Später habe ich immer gesagt, ich hätte mich ausgetobt, als ich ein Kind war“ (Alwine Rösner, Fachria).

Die Spiele mit den Spielkameraden verliefen nicht immer friedlich. Wenn sich dann die Erwachsenen einschalteten, um bei einem Streit der Kinder für ihr Kind Partei zu ergreifen, war es oft so, daß die Kinder in der Zwischenzeit schon wieder in einem gemeinsamen Spiel steckten. „Ich war damals noch ein Einzelkind und in den Augen meiner Mutter war ich ein gutes Kind, auch wenn sie mich nachher verdrochen hat. Wenn man sich mal wieder auf der Straße geprügelt hatte, dann hat sie natürlich mit der Nachbarin gestritten, die sieben oder acht Kinder hatte. Sie sagte dann zu ihr: ‚Rebekka, du mußt es deinen Jungen verbieten‘. Aber für die Nachbarin waren natürlich deren Kinder die besten, das ist ja mal klar. Ja, wir haben uns geschlagen auf der Straße, und die haben mehr Buben gehabt, die haben dann immer mit Steinen geschmissen, aber mein Vater hat immer einen kühlen Kopf behalten. Der hat immer gesagt: ‚Sagt einmal, warum streitet ihr wegen der Kinder? Die Kinder sind sich schon längst wieder gut geworden und ihr streitet da. Guckt einmal, wie sie schon wieder spielen‘. Ich war ja ein Einzelkind, ich konnte doch nicht allein spielen, und die Rumänenkinder, manchmal waren sie nicht da und manchmal wollte ich auch nicht mit ihnen spielen. Da bin ich halt bei Sülzles immer gewesen“ (Alida Käfer, Cogealac).

Streit gab es nicht nur in den einzelnen Spielgruppen, „wenn das Dorf etwas größer war, haben sich unter den Kindern und Jugendlichen solche kleinen Gruppen gebildet, die sich dann untereinander bekämpften. Zum Beispiel kämpfte das Unterdorf gegen das Oberdorf. Auch in unmittelbarer Nachbarschaft bildeten sich kleine Gruppen. Da kam es dann schon mal zu Stein- und Staubwürfen. Aber es ist bei ja allem nur mehr Jux gewesen. Die einen waren die Angreifer und die anderen flüchteten“ (Albert Stiller,

Fachria).

Es gab auch Gruppierungen die sich dem Alter nach zusammenfanden. „Da war immer eine Bande für sich allein. Die Älteren durften nicht zu uns reinkommen. Die Kinder der kleinsten Bande waren so vier bis sechs Jahre alt. Da hat sich aber keiner rumgeschlagen. Das hat es nicht gegeben. Die Kleinsten nannten uns auch ‚Ihr‘. Aber wir waren gerade fünf Jahre älter als sie. So mußten sie uns aber schon anreden“ (Josef Klein, Galati).

17.2.2. Die Beziehung des Kindes zu den Nachbarn

Es war ein großer Unterschied, ob die dobrudschadeutsche Familie in einer Dorfgemeinschaft oder in der Stadt lebte. Teilweise lebten deutsche Familien in der Stadt „wie auf einer Insel“. Mit den Nachbarn wurde kaum Kontakt gepflegt, denn die „griechisch-orthodoxen Rumänen waren nicht so gut auf uns Baptisten zu sprechen und waren vielleicht auch neidisch“ (Viktoria Zielinski, Braila).

In den Dörfern gab es zumeist engere Kontakte mit den Nachbarn. „Bei den Wirts war ich den ganzen Tag. Bei den Wirts durfte ich hobeln, sägen, nageln und streichen. Ich war noch so klein, aber bei denen durfte ich all das machen, was mir zu Hause nicht erlaubt war. Ich habe auch oft Dresche zu Hause bekommen, weil ich mit Ölfarbe meine Kleidung verdorben habe“ (Johanna Krauss, Cobadin).

Kontakte kamen auch über das Essen zustande. „Die alte Frau Juga, die war unsere direkte Nachbarin. Die hat immer Brot gebacken aus Gerstenmehl, und wenn diese Frau Brot gebacken hat, dann wollten wir Kinder von dem Brot essen. Wenn wir es gerochen haben, dann sind wir gleich hinübergegangen. Sie hat dann gleich immer ein Brot gebrochen und hat uns von dem Brot gegeben. Manchmal waren sogar noch die Hacheln von den Ähren in dem Mehl, aber das hat uns geschmeckt. Wenn meine Mutter das gesehen hat, dann hat sie mit uns geschimpft und es meinem Vater erzählt und gesagt: ‚Die Leute haben sowieso nichts zu essen. Immer müßt ihr von denen ihr Brot essen‘. Dann hat mein Vater gesagt: ‚Ganz einfach, die essen gern unser Brot, dann gibst du mal der Frau ein Laib Brot von uns, wenn sie dann mal wieder rüberkommt oder wenn du wieder im Garten mit ihr stehst, dann gibst du ihr mal so einen halben oder einen ganzen Laib, das ist dafür, daß meine Kinder öfters euer Brot essen‘. Und

so hat sie es dann auch gemacht. Aber wie wir Kinder so sind, wir haben nie Brot verlangt, wir sind nur hinüber gegangen. Aber die Frau Juga, die hat halt gewußt was wir wollen“ (Alida Käfer, Cogealac).

17.2.3. Das Kind und seine Beziehung zu anderen Ethnien

Die Dobrudschadeutschen lebten in den Dörfern und in den Städten möglichst in geschlossenen Verbänden. Dort, wo dann die deutsche Straße oder das deutsche Dorf aufhörte, schloß sich das Wohngebiet der rumänischen, tatarischen, türkischen und teilweise bulgarischen Nachbarn an (Abb. 28). „Wir hatten ja etliche Jahre rumänische Nachbarn, der Mann war Postbote, er hat aber die Post in einem anderen Ort ausgetragen. Dadurch lernte man auch die Sprache. Die Familie war sehr nett, die Frau ist sehr oft zu uns gekommen und bat um Hilfe, z. B. wenn sie etwas von einem Deutschen kaufen wollte, fragte sie nach dem deutschen Namen“ (Caroline Heim, Catalui).



Abb. 28

In Sofular wuchs auch Maria Tschernischow neben rumänischen Nachbarn auf. Dadurch, daß der Vater Ziehharmonika und Bala-laika spielen konnte, „kamen nicht nur die Rumänen, sondern auch Türken und Ukrainer, die auch in unserer Nähe wohnten, zu

uns, um zuzuhören oder zu tanzen. Das waren meistens Leute, die bei Leyers gearbeitet haben. Wenn die so alle zusammenkamen, dann war das wie eine große Familie.“

Aufgrund geschäftlicher Beziehungen hatten einige Familien „ein sehr gutes Verhältnis zu den Rumänen und auch zu den Türken. Die Türken haben meinen Großvater sehr geachtet, weil er Türkisch sprechen konnte. Einen Türken mochte ich als Kind besonders gern. Ich weiß noch, er war sehr groß, und wenn er kam, dann bin ich an ihm hinaufgesprungen, und er hat mich immer erst ein paarmal im Hof herumgetragen. Wir waren sehr gute Freunde. Die Familie hatte auch Land von uns, das sie dann bearbeitet haben. Die Rumänenmädchen sind auch immer gern zu uns gekommen. Der Vater eines dieser Mädchen war mal Bürgermeister und der Onkel der Mädchen war sogar rumänischer Minister. Die Mädchen kamen besonders gern, wenn bei uns im Garten die Johannisbeeren und die Stachelbeeren reif waren. Das hatten die Rumänen ja nicht. Da haben sie sich bei uns immer welche geholt. Auch eine Schaukel kannten die Mädchen ja überhaupt nicht“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

Kleidung, Sprache, Wohnformen und Aussehen der anderen ethnischen Gruppen, das alles nahmen die dobrudschadeutschen Kinder wahr, ohne daß sie dadurch wesentlich in ihrer Entwicklung geprägt wurden. Hier und da gab es Kontakte oder auch freundschaftliche Beziehungen zwischen dobrudschadeutschen Familien und rumänischen oder bulgarischen Familien. Ansonsten lebte man mehr nebeneinander als miteinander. Mit Türken wurde gelegentlich Kontakt gepflegt. „Ich war erst vier Jahre alt, als ich mit meiner Mutter auf einer Türkenhochzeit war. Ich durfte mit meiner Mutter hinter die Gardine schauen, die Braut war geschmückt mit Gold so über der Stirn, so wie die Orientalen. Meine Mutter konnte sich mit den Türken gut unterhalten, denn sie war mit sieben Jahren nach Cobadin gekommen und konnte deswegen auch gut tatarisch sprechen. Ich war auch bei der Beschneidung dabei. Das war für die Familie eine Ehre. Der Junge mußte das Hemd heben, damit man sehen konnte wie weit das weggeschnitten ist. Und dann wurde gefeiert, und das war schrecklich, wenn sie mit der Trommel und der Bajula gespielt haben. Das war so monoton, das hat man vom Türkenviertel bis ins deutsche Dorf gehört. Bei den Türken wollte ich nie etwas essen, weil die keine Toilette hatten. Die hatten so aus Mist ein Rondell gemacht, wo sie sich reingesetzt haben. Wir kannten das ja nicht, wir hatten ei-

nen Abtritt, der war aus Holz gemacht, mit einem Sitz drin. Und dann ist das in die Erde gesickert. Die Türken haben sich den Po immer mit Wasser gewaschen, jeder ist mit einem Kännchen dorthin gegangen. Das ist mir immer vor Augen gewesen, wenn sie am Essenkochen waren. Das hat mich geekelt. Wir hatten in unserer Straße keine Türken, unsere Straße war rein deutsch. Wenn mal ein Haus frei wurde, dann hat mein Vater es gekauft, damit keine andere Nation zwischen uns kommt. Türken und Rumänen kamen zu Weihnachten zu uns, die sind auch in unsere Kirche gekommen und haben sich das angehört und angesehen, was die Deutschen machen. Ich bin auch in die orthodoxe Kirche gegangen und bin Ostern mit Kerzen um die Kirche herumgegangen, das habe ich alles mitgemacht. Wir hatten ja keine deutsche Kirche im Dorf“ (Johanna Krauss, Cobadin).

Des öfteren zogen Zigeunerwagen durch die Ortschaften in der Dobrudscha. Den Kindern wurde von kleinauf erzählt, daß die Zigeuner betteln und stehlen. Wenn dann die Zigeunerwagen ins Dorf rollten, verbreitete sich die Kunde wie ein Lauffeuer. „Die Zigeuner sind rumgegangen zum Kesselflicken und Messerschleifen. Sie hatten immer Männer und Frauen dabei, die stehlen gegangen sind. Die Mutter hat mal eine verprügelt. Ich stand vorne bei meiner Mutter am Fenster, und da hat eine mit der Mutter erzählt und gebettelt. Die andere aber ist beiseite gegangen und hat immer Maiskörner geschmissen, die wollte ein Huhn fangen. Ich habe es dann meiner Mutter gesagt, und die Mutter, die war ja groß und stark, die ist rausgegangen, hat sich einen Maisstengel geholt und hat die Zigeunerin verhauen. Und die sind gerannt, bis zum Tor raus. ‚Ich weiß gar nicht, was die Frau will‘, hat die eine Zigeunerin gerufen, und meine Mutter sagte: ‚Du weißt es ganz genau, warum hast du den Bobscheu geschmissen?‘ Ein anderes Mal hat meine Mutter auf der Straße eine Zigeunerin kräftig verschlagen. Unser Backofen war kaputt, und wir haben dann bei meiner ältesten Schwester Martha Brot gebacken. Den Teig und alles haben wir dahin gebracht und dann mußten wir, als das Brot fertig war, alles in einem großen Korb zurücktragen. Zwei Zigeunerinnen kamen auf uns zu. Eine erzählte immer, und die andere wollte sich Brot aus dem Korb holen. Da sagte die Mutter zu mir: ‚Anna, laß mal los und paß auf, daß da keiner rangeht. Ich werde schon mit den beiden fertig‘. Dann hat meine Mutter auf die eine eingedroschen, und die andere ist laut schreiend weggelaufen. Meine Mutter hatte keine Angst“ (Anna Ternes, Caramurat).

Obgleich man bereits die kleinen Kinder vor den Zigeunern warnte, weckte das andersartige Aussehen dieser Leute die Neugierde der Kinder. „Die Zigeuner haben auch von unseren Kindern welche gestohlen. Von meiner Großmutter's Schwester wurde eine Tochter gestohlen, Sofia hieß sie. Sie war so vier, fünf Jahre alt. Die hatte draußen gespielt und war dann auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Der Gendarmerie war dieses gemeldet worden, und die rumänische Polizei hat auch danach gesucht, aber sie haben das Kind nicht wiedergefunden. Die Zigeuner also, die haben so gern vor allem deutsche Mädels gestohlen. Mit Büffeln kamen sie dahergefahren und haben dann ihre Zigeunerhütten aufgeschlagen (Abb. 29). Und wir Doofen, wir sind da noch hingegangen, denn wir haben so gern mit ihnen die Büffelmilch getrunken.

Das war uns doch so, als ob das unsere eigenen Leute waren, wir waren doch im Dorf, und im Dorf waren ja auch allerhand Taren und Juden. Wir haben mit allen mitgemacht, auch Beerdigungen. Da sind wir einfach mitgesprungen, haben geguckt, bis sie die Toten beerdigt hatten. Wir haben das gesehen bei den Juden, den Türken und Taren, die hatten einfach solche Decken ringsum und dann haben sie die Toten in Stoff eingewickelt. Die hatten keinen Sarg nicht, einfach mit der Leiche sind sie herumgesprungen. Und wir sind immer hinterhergesprungen. Auf dem Friedhof hatten die einfach so ein Loch ausgegraben, und da so direkt rein haben sie die Leiche geschoben. Dann haben sie das Loch mit Erde zugeschaufelt und viele Steine, einen ganzen Hügel mit Steinen daraufgesetzt. Das weiß ich noch wie heute. Und hinterher haben sie mit Geld geschmissen, wer reich war, einfach so mit Geld herumgeschmissen. und wir sind zugesprungen und haben es immer zusammengesammelt. Bei den meisten Juden war das schon etwas anderes. Da hatten schon manche schöne Grabsteine auf das Grab gesetzt. Die ärmeren Juden haben ihre Leichen in Leinwand eingewickelt und dann in ein Laken. Die reicheren hatten bereits Särge. Auch bei den Rumänen haben wir zugeschaut. Die haben immer solche Klagelieder gesungen wenn jemand gestorben ist“ (Maria Tschernischow, Sofular).

17.2.4 Kindergarten

Nach dem ersten Weltkrieg begann der rumänische Staat mit der Einrichtung von Kindergärten. Die Kindergärtnerinnen, die in diesen Einrichtungen tätig wurden, waren staatlich geprüft. In den Kindergärten wurde nur Rumänisch gesprochen. Der Kindergarten konnte von allen Kindern der dort ansässigen Volksgruppen besucht werden. „Da waren auch Türkensinder, rumänische Kinder, aber überwiegend deutsche Kinder“ (Gerlinde Stillen, Sofular). Für die meisten deutschen und türkischen Kinder, die den Kindergarten besuchten, bot sich damit die Gelegenheit, bereits vor dem Eintritt in die Schule mit der rumänischen Sprache bekannt zu werden.

„Zuerst hatten wir eine rumänische Kindergärtnerin. Sie war mütterlich und gerecht. Sie hat die rumänischen Kinder nicht bevorzugt. Wir waren alle ihre Kinder. Dann hatten wir eine deutsche Kindergärtnerin, sie war eine Verwandte von uns und kam aus Siebenbürgen. Wenn mal ein deutsches Kind hinfiel, sagte sie auf deutsch: ‚Na komm, steh auf!‘ Aber sonst hat auch sie nur Rumänisch mit den Kindern gesprochen“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

Zumeist war der Kindergarten in einem Nebenraum der Schule untergebracht. Morgens um acht Uhr begann die Kindergartenzeit, und dann blieben die Kinder bis zwölf Uhr mittags. Nachmittags war der Kindergarten wiederum geöffnet, so daß manche ihre Kinder vormittags oder nachmittags in den Kindergarten schicken konnten. Wenn genügend Plätze vorhanden waren, konnten Kinder sowohl vormittags wie auch nachmittags den Kindergarten besuchen. Während Alwine Rösner aus Fachria sagt, daß man nichts für den Kindergarten zu bezahlen hatte, bemerkt Cornelius Wagner aus Caramurat: „So toll war der Kindergarten net gewesen, die Bauern haben ja zusammen zahlen müssen dafür. Aber die Kinder waren untergebracht.“

Bereits vom dritten Lebensjahr an konnten Kinder in den Kindergarten aufgenommen werden. „Also ich bin mit drei Jahren in den Kindergarten gekommen, weil unsere Nachbarsjungen auch gingen, mit denen habe ich immer gespielt. Ich habe sie zum Kindergarten begleitet, und dann mußte ich wieder gehen und habe immer geheult. Dann hat die Kindergärtnerin, die Domnisoara Dumitrescu, das war so eine sehr gute, gesagt, daß ich auch in den Kindergarten kommen dürfe, dann war ich aufgenommen. Ich bin dann immer in der Mitte gewesen, hüben und drüben die zwei

Buben, dann hat man sich so umarmt und so sind wir in den Kindergarten gegangen“ (Alida Käfer, Cogealac).

Sophia Martin aus Catalui war fünf Jahre alt, als sie in den Kindergarten kam: „Bevor der Kindergarten anfang, mußten wir immer ein bißchen Gymnastik machen. Wir haben uns dann selber Murmeln gemacht. Wir haben von einem Ziegelstein Stücke abgeschlagen und sie so lange gerieben, bis sie richtig rund waren. Im Kindergarten waren wir nur vormittags. Ich kann mich nicht erinnern, daß wir auch nachmittags gegangen wären.“

Das Alter, von dem an die Kinder einen Kindergarten besuchten, war ganz unterschiedlich. „An meinem Geburtstag, als ich vier Jahre alt wurde, bin ich in den Kindergarten gekommen. Das war damals an meinem Geburtstag, mit meinem schönen weißen Schürzchen, als mich der Hund so erschreckt hat, daß ich mein Geld verloren habe. Im Kindergarten in Rumänien war es schön, wir haben Lieder gelernt und kurze Gedichte“ (Johanna Krauss, Cobadin). „An Spielzeug war ja damals keine Auswahl. Wir haben gebastelt und hatten selbstgemachte Bauklötzchen. Es gab keine gekauften Sachen“ (Alwine Rösner, Fachria).

Alida Käfer aus Cogealac weiß, daß sie im Kindergarten noch keine Buchstaben zum Lesen gehabt haben. Aber mit dem Zählen hatten sie angefangen, „dann haben wir mit Stöckchen zählen gelernt“. „Es wurden Stäbchen aus Fichtenholz verwendet, vierkantig und 10 cm lang. Man legte damit Häuschen und dergleichen mehr, auch Rechenübungen. z. B. $//// - // = ///$ “ (Albert Stiller, Fachria). „Da hab ich immer so kleine Stöckel, hundert Stöckel mitnehmen müssen und dann hann mir immer gezählt un mer hann gelernt so Sache aufbaue un auch ein bisserl zeichnen. Mir hann dann hinne im Garte uns an de Händ gepackt un hann rumgetanzt und hann singe müsse, aber rumänische Lieder, da hann mir schon des so ein bisserl mitkriegt (Abb. 30). Mir hann das jedenfalls auch mitgemach, weil es uns Spaß gemach hat“ (Cornelius Wagner. Caramurat).

„In Cogealac,“ sagt Alida Käfer, „hatten wir eine sehr gute Kindergärtnerin. Aus Maiskörnern haben wir Tierfiguren aneinandergelegt. Die Kindergärtnerin hat uns Bilder mit Hühnern, Enten, Gänsen und Vögeln gezeigt und hat gesagt heute machen wir das. Was da alles rausgekommen ist. Aber sie hat alles bewertet und hat gesagt, das ist gut. Alle haben ‚gut‘ gehabt.“ Manche Kinder besuchten den Kindergarten nur für ein Jahr: „Mit sechs war man

im Kindergarten und mit sieben wurde man eingeschult. Wir haben im Kindergarten viele Spiele gelernt. Da haben wir noch ein ganz einfaches Fangspiel gespielt. Es ging so lange, bis der letzte vom Wolf gefangen war. Schlagball haben wir auch gespielt. Im Kindergarten haben wir immer die Gruppen geteilt, auf jeder Seite eine. Als Schlagstock nahmen wir meistens einen Stock, der vorn etwas breiter war, manchmal auch eine Holzlatte. Dann mußte man den Ball zur anderen Gruppe rüberschlagen. Aber wir hatten ja oft gar nicht genug Kraft dazu. Oft ist der Ball schon vorher heruntergefallen. Auch hat man ihn nicht immer getroffen. Wer dann die meisten Treffer hatte, ohne daß der Ball aufkam, war dann der Sieger. Oft haben wir Ducke gespielt, das war auch ein Stockballspiel. Es wurde an einem Hang gespielt. Diese Spiele haben wir alle im Kindergarten gelernt und haben sie auch noch gespielt, als wir schon größer waren“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

Weil alle dobroduschadeutschen Kinder eine rumänische Schule besuchen mußten, hatten auch die deutschen Kinder Vorteile davon, wenn sie vor dem Schuleintritt in einem rumänischen Kindergarten waren. „Da haben wir die ersten rumänischen Lieder und Gedichte gelernt. Auch schon im Kindergarten mußten wir viel auswendig lernen. Im Kindergarten herrschte auch schon eine gewisse Strenge. Wir lernten still zu sitzen und lernten, uns gegenseitig zu respektieren“ (Alwine Rösner, Fachria).